

Kuba 1962

BERND GREINER

Die Logik der Raketen

Obwohl hinreichend bekannt, versetzen die schieren Daten und Fakten immer wieder in Erstaunen. Auf Kuba landeten im Oktober 1962: eine aus fünf Regimentern bestehende Raketen-division; zwei Luftabwehrdivisionen mit sechs Regimentern, die neben 144 SA-2-Raketen auch über ein Geschwader von MiG-21-Jägern verfügten; vier motorisierte Schützenregimenter und zwei Panzerbataillone; drei mit konventionellen Kurzstreckenraketen ausgestattete Bataillone für den Küstenschutz; 98 Sprengköpfe für nukleare Gefechtsfeldwaffen; vier dieselgetriebene U-Boote der «Foxtrot»-Klasse mit je einem Atomtorpedo; 42 000 Soldaten, darunter eine 10 000 Mann starke Kampftruppe. Und vor allem: 36 nukleare Mittelstreckenraketen vom Typ R-12, die mit einer Reichweite von 1100 nautischen Meilen oder 2000 Kilometern Verwüstungen weit im Inneren der USA hätten anrichten können. Vorgesehen war auch die Verschiffung von «Intermediate-Range Ballistic Missiles» (IRBM) vom Typ R-14, ausgelegt auf Ziele in einer Entfernung von 2200 nautischen Meilen oder 4000 Kilometern. Niemals zuvor hatte die UdSSR in Friedenszeiten Waffen, Material, technisches Personal und Truppen in einem derartigen Umfang ins Ausland verlegt, geschweige denn nach Übersee.

Um Moskau zum Abzug seiner ballistischen Raketen zu zwingen, rief Präsident John F. Kennedy eine Seeblockade Kubas aus und versetzte die strategischen Luftstreitkräfte der USA am 24. Oktober in den höchsten Alarmzustand unterhalb der Schwelle eines umfassenden Nuklearkrieges: «Defense Condition 2». Zum ersten und bisher einzigen Mal in der Geschichte des Landes galt «DefCon 2» für alle Interkontinentalraketen (ICBM) und Langstreckenbomber. Den Vorgaben einer «immediate execution policy» entsprechend, konnten fortan 1479 Langstreckenbomber vom Typ B-52 und B-47 sowie 183 ICBM aus den Baureihen «Atlas», «Titan» und «Minuteman» spätestens 60 Minuten nach einem Befehl aus dem Weißen Haus eingesetzt werden. Ohne jede Verzögerung angriffsbereit waren zwischen 65 und 76 B-52, die bis Ende November Tag für Tag und Nacht für Nacht die Grenzen des sowjetischen Luftraums abflogen, aktualisierte Ziellisten im Cockpit. Als «high priority – Task 1 targets», unbedingt und sofort auszulöschende Ziele in der Sowjetunion, hatte das «Strategic Air Command» unter General Thomas Power 220 Städte, Militär- und Industrieanlagen sowie Verkehrsknotenpunkte festgelegt. Und acht Divisionen mit insgesamt 120 000 Mann und dem größten seit 1944 mobilisierten Kontingent an Fallschirmspringern bereiteten sich auf eine amphibische Landung östlich von Havanna vor. Zum Vergleich: In der Normandie hatte man 150 000 Soldaten abgesetzt.¹

1 Ausführlich zu Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Kuba-Krise vgl. Bernd Greiner: Die Kuba-Krise. Die Welt an der Schwelle zum Atomkrieg, München 2010.

I. Strategisches Kalkül

Warum ausgerechnet Kuba? Wieso zu diesem Zeitpunkt? John F. Kennedy war sich mit seinen engsten Beratern einig, dass drei Dutzend sowjetische Mittelstreckenraketen vor der eigenen Haustür am militärischen Kräfteverhältnis nicht das Mindeste änderten. Die USA verfügten auf absehbare Zeit über ein turmhoch überlegenes Arsenal an nuklearen Waffen, wären selbst nach einem sowjetischen Erstschlag noch in der Lage gewesen, den Angreifer samt seinen Verbündeten vollständig zu vernichten. In anderen Worten: Die nationale Sicherheit war nicht berührt, die Logik der beiderseitigen Abschreckung war und blieb in Kraft. Dass sich Ost und West einmal mehr einen psychologischen Abnutzungskrieg um Prestige und Symbole ihrer Macht lieferten,

war ebenfalls nicht neu. In Kuba indes wurde der Einsatz erhöht – 1962 schickte man keine Stellvertreter aufs Feld, wegen Kuba gingen beide Seiten direkt aufeinander los. Vor allem diese Besonderheit verlangt nach einer Erklärung.

Moskau und Washington, John F. Kennedy und Nikita Chruschtschow, hatten sich seit den späten fünfziger Jahren auf ein außenpolitisches «Grand Design» von verblüffender Ähnlichkeit festgelegt. In Europa waren die Einflusszonen von sozialistischer und kapitalistischer Welt unverrückbar festgelegt, dort lieferte man sich nur noch nutzlose Propagandaschlachten. In den politisch erwachenden Räumen Lateinamerikas, Südostasiens und Afrikas hingegen wurde über die Zukunft der beiden Machtblöcke entschieden. Kennedy leitete aus diesem Befund einen langen Forderungskatalog für seine Präsidentschaft ab: Guerilla-Bekämpfung, flexible Einsatztruppen, Ausbau der Luftlandekapazitäten, Spezialeinheiten, «verdeckte Operationen». Seine Landsleute stimmte er derweil auf die Entbehrungen eines jahrelangen Kampfes im «Zwielicht» ein. «Jeden Preis zu zahlen» und «jede Last zu schultern» – solche Formulierungen hatte auch Chruschtschow im Repertoire. Er schöpfte es Anfang 1961 in einer Rede vor Propagandisten und Ideologen der KPdSU bis zur Neige aus, adelte die «unvermeidlichen Kriege nationaler Befreiung» als «heilige Kriege» und die militärische Unterstützung dieser Befreiungsbewegungen mithin zur heiligen Pflicht der Sowjetunion. Kennedy und Chruschtschow sahen sich nicht nur in einem Wettstreit untereinander, sondern mehr noch in einem Wettlauf gegen die Zeit. Mit Blick auf Lateinamerika übten beide dasselbe Mantra: Den Kalten Krieg würde man dort zwar nicht gewinnen, wohl aber verlieren können.

Zugleich aber war sich Chruschtschow darüber im Klaren, dass die Sowjetunion extreme Mühe hatte, im Kalten Krieg mitzuhalten. Als Erste einen Satelliten ins All geschossen zu haben oder den Amerikanern beim Start einer Mondrakete und beim ersten bemannten Raumflug zuvorgekommen zu sein, änderte daran kein Jota. Die Landwirtschaft war und blieb ein ineffizientes Zuschussgeschäft und konnte allenfalls durch massive Einsparungen im Verteidigungsetat saniert werden. Auf dem Gebiet moderner Rüstungstechnologie lag man erst recht im Hintertreffen. Nicht

nur besaßen die USA Anfang der sechziger Jahre das Fünffache an Interkontinentalraketen (230 gegenüber 42); die sowjetischen R-16 waren überdies so gut wie nutzlos, da sie im Unterschied zu amerikanischen Festtreibstoffraketen erst nach stundenlangem Betanken einsatzbereit waren. Bei den Atomsprengköpfen war die UdSSR den westlichen Nuklearmächten USA, Großbritannien und Frankreich im Verhältnis 1:17 (300 zu 5000) unterlegen, mehr als 1400 amerikanischen Langstreckenbomben standen 155 sowjetische Maschinen gegenüber, die im Kriegsfall das amerikanische Festland hätten erreichen können – aber nur in Missionen ohne Wiederkehr, da ein Betanken in der Luft nicht möglich war. Diese und viele andere Mängel wogen umso schwerer, als es keine realistische Aussicht auf schnelle Abhilfe gab.

Weil die USA auf keinen Fall herausfinden sollten, wie es um die UdSSR tatsächlich bestellt war, drohte Chruschtschow wiederholt mit Waffen, die er überhaupt nicht besaß, stellte den Westmächten seit 1958 Berlin-Ultimeaten, die im Grunde nicht ernst gemeint waren oder faselte von dem Zeitpunkt, an dem man die USA «begraben» würde. Bei diesem «Begräbnis» sollte nur auf ein höheres Bruttosozialprodukt angestoßen werden; auf semantische Feinheiten legte Chruschtschow indes keinen Wert. Hauptsache, der Rest der Welt ängstigte sich. Denn Angst schien immer noch, wie zu Stalins Zeiten, das beste Mittel, um Anerkennung einzufordern und im Zweifel zu erzwingen.

Insofern entsprach die Entscheidung, Raketen auf Kuba zu stationieren, Geist und Politik der Zeit. Und Chruschtschow traf den Kern der Sache, als er in seinen Memoiren schrieb: «Die logische Antwort waren Raketen.» Er suchte die Patentlösung für ein ganzes Bündel von Problemen, die sich seit Jahren in den Beziehungen zu den USA aufgetürmt hatten – und fand sie, indem er eingefahrene Maximen und Regeln des Kalten Krieges auf seine Weise interpretierte.

Erstens ging es um Machtprojektion. Bekanntlich standen die Supermächte vor einem unauflösbaren Dilemma: Einerseits war ihnen mit Nuklearwaffen eine beispiellose militärische Macht zugefallen; andererseits war diese Macht politisch wertlos, da man sie nur bei Strafe der Selbstvernichtung einsetzen konnte. Zum Kalten Krieg eskalierte der seit 1917 bestehende Konflikt

zwischen Ost und West, Kapitalismus und Sozialismus, weil sich beide Seiten mit dieser Entwertung ihres Machtpotentials nicht zufrieden gaben. Die USA wie die UdSSR hatten es auf eine Schärfung der stumpfen Waffe angelegt und trachteten danach, aus dem militärisch Wertlosen politischen Mehrwert zu schlagen. Man achte auf die propagandistische Karriere des Adjektivs «vital»: Selten kam die Rede über «lebenswichtige Regionen» derart penetrant zum Zuge wie im Kalten Krieg. Sie stand für den Anspruch, den Status als Großmacht an Orten und zu Zeitpunkten eigener Wahl stets aufs Neue zu beglaubigen, vorzugsweise im Machtbereich des Kontrahenten und wenn möglich an dessen Landesgrenzen. Weltmacht konnte dieser Logik zufolge nur sein, wer sich stets auf Augenhöhe mit dem Gegenüber bewegte, wer Gleiches mit Gleichem vergelten konnte – und sei es um der bloßen Symbolik der Tat willen.

Zweitens folgte Nikita Chruschtschow der Logik atomarer Abschreckung, einer Politik, die Angst ins Zentrum der politischen Kommunikation rückt. Weil keine Seite sich darauf verlassen wollte, dass die bloße Möglichkeit der Selbstzerstörung den Konkurrenten tatsächlich von Aggressionen abhalten würde, setzte man beiderseits auf den Faktor Unberechenbarkeit – einschüchtern, verunsichern, Rätsel über Kapazitäten und Absichten aufgeben. Die Angst vor der Bombe durfte nicht als Verängstigung in Erscheinung treten. So wollte bereits John Foster Dulles, Außenminister unter Präsident Eisenhower, sein viel zitiertes Diktum über Staatskunst im Nuklearzeitalter verstanden wissen: Wenn nötig, sich dem Abgrund nähern, ohne zum Äußersten entschlossen zu sein, aber die andere Seite im Ungewissen lassen, wo die Grenze zwischen Bluff und Vabanque verlief. Nur wer diese Spielregel beherrschte, so das Kalkül in Washington wie in Moskau, fand zum Kern des Politischen zurück: nicht sich selbst, sondern andere abzuschrecken. In den derben Worten Chruschtschows: «Man darf sich nicht scheuen, andere zur Weißglut zu treiben. Andernfalls werden wir es nie zu etwas bringen. [...] Jetzt würden sie [die Amerikaner – BG] erfahren, was das für ein Gefühl ist, wenn feindliche Raketen auf einen gerichtet sind; wir würden nichts weiter tun, als ihnen etwas von ihrer eigenen Medizin zu verabreichen.»

Drittens wurde auf und um Kuba die wichtigste symbolische Währung des Kalten Krieges gehandelt – Glaubwürdigkeit. Dass eine Großmacht zuverlässig sein muss, zu ihrem Wort steht, Freunde nicht im Stich lässt und gegenüber Feinden standhaft bleibt, gehört zur klassischen Ausstattung der Diplomatie. Im ideologisch und emotional überhitzten Kalten Krieg wurden diese Attribute zusätzlich aufgewertet. Auf sie sollte nicht einmal der Schatten eines Zweifels fallen. Nikita Chruschtschow stand im Frühjahr 1962 nicht als Erster und auch nicht zum ersten Mal vor diesem Problem. Neu war indes, dass ein Land, für dessen Sicherheit er sein Wort verpfändet hatte, unmittelbar von einer Invasion bedroht war. Zumindest war der Kreml-Chef, wie ein Blick in das Archiv des Kalten Krieges bestätigt, subjektiv davon überzeugt. Kuba zu einer uneinnehmbaren Festung auszubauen, würde Prestige und Einfluss der Sowjetunion in der gesamten Dritten Welt beispiellos aufwerten und Sozialrevolutionäre überall in Lateinamerika ermutigen. Überdies versprach sich Chruschtschow eine Beruhigung der «China-Front». In Sachen Kuba Wort zu halten, blamierte Pekings notorische Rede vom Opportunismus der Sowjetunion als wohlfeile Propaganda – ein nicht gering zu schätzender Zugewinn.

Für Fidel Castro wurde daraus ein gutes Geschäft, denn Chruschtschows Selbstverpflichtung kam einer Selbstbindung gleich. Künftig würde er Kuba nur um den Preis eines immensen Imageverlusts aufgeben können, umgekehrt also bereit sein müssen, auf kubanische Begehlichkeiten Rücksicht zu nehmen. Eine patriarchalische Beziehung schien sich in ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis zu verwandeln. Endlich war Castro dort, wo er seines Erachtens hingehörte: auf der ganz großen Bühne, in der ersten Reihe der Weltpolitik, im Zentrum des Kalten Krieges. Ging das Experiment mit den Raketen gut, würde er als Retter der kubanischen Revolution und Held aller Entrechteten in die Geschichte eingehen; ging es schief, war ihm die Rolle des Märtyrers gewiss. So oder so, die Losung hatte er bereits 1953, wegen diverser Sabotageakte angeklagt, im Gerichtssaal ausgegeben: «Die Geschichte wird mich freisprechen.»

Mithin handelt die Kuba-Krise von symbolischer Politik. Militärstrategische Fragen wurden in Moskau und Washington nur

am Rande diskutiert, von einer neuen Bedrohungs- oder Gefährdungslage war keine Rede. «Meine persönliche Meinung ist, dass sich überhaupt nichts ändert», deklarierte Verteidigungsminister Robert McNamara im Krisenstab. Egal, welche Sprengkraft und Reichweite die auf Kuba stationierten Raketen hatten, und egal, wie viele es am Ende sein würden – die USA blieben turmhoch überlegen, konnten den Sowjets mit wesentlich größeren Schäden drohen als umgekehrt. Ohnehin waren Über- oder Unterlegenheit zu zweifelhaften Kategorien geworden, wie auch John F. Kennedy zu bedenken gab. «Es macht doch keinen Unterschied, ob man von Atomraketen in die Luft gesprengt wird, die aus der Sowjetunion oder nur aus einer Entfernung von 90 Meilen abgefeuert werden. Die Geographie spielt in diesem Fall keine große Rolle.»

Unannehmbar waren die Raketen einzig und allein aus politischen Gründen. Sie hätten, wie der Präsident zu bedenken gab, die Konstellation der Macht scheinbar verändert. Weil aber – wie zu allen Zeiten und im Kalten Krieg erst recht – der Schein Teil der Realität war, mussten die USA diesen Schein korrigieren. «Sie [die Sowjets] würden ansonsten so aussehen, als wären sie mit uns gleich.» Es kam also darauf an, ein Exempel zu statuieren, mit einer eindrucksvollen Inszenierung die Macht der Vereinigten Staaten und die Durchsetzungsfähigkeit ihres Präsidenten unter Beweis zu stellen. Sowjetische Raketen, Bomber und Soldaten aus Kuba zu entfernen, war wichtig. Noch mehr zählte indes die Art und Weise des Abzugs, das symbolische Arrangement: Chruschtschow sollte vor aller Augen in die Knie gehen, er hatte die von Washington formulierten Bedingungen des Rückzugs ohne Wenn und Aber zu akzeptieren – und zwar in kürzestmöglicher Zeit. «Time is of the essence», alles hängt vom Faktor Zeit ab, wie es im Umfeld John F. Kennedys hieß.

II. Theorien im Belastungstest

Für Verteidigungsminister Robert McNamara, den starken Mann in Kennedys Krisenstab, gab es nicht den geringsten Zweifel: Rational denkende Männer zähmen das Irrationale, halten jedes Geschehen unter Kontrolle, setzen militärische Gewalt dosiert, punktuell und überschaubar ein. Wer ihm zuhörte, musste den Eindruck gewinnen, dass die Steuerung von Krisen und Kriegen

nur eine Frage der mathematischen Vernunft war, genauer gesagt von der Fähigkeit abhing, Fakten, Tabellen und Statistiken in Optionen ersten, zweiten, dritten und n-ten Grades zu übersetzen. Nicht umsonst nannten ihn seine Mitarbeiter «Computer»; niemand sondierte genauer die Herausforderungen institutionellen Managements, keiner konnte mithalten, wenn es galt, eine betriebswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung auf Politik und Gesellschaft zu übertragen. Mit Systemanalyse und computersimulierter Feinabstimmung, davon war McNamara überzeugt, ließ sich das Unquantifizierbare quantifizieren und jede Lebenswelt den Regeln der Logik gemäß manipulieren. Von McNamara gefragt, ob man mit Luftangriffen die Raketen beschädigen könnte, ohne sie zu zerstören, ob es möglich sei, aus der Luft sowjetisches Bodenpersonal zu verwunden, aber nicht zu töten, antwortete der Stabschef der Luftwaffe, Curtis LeMay: «Sie müssen den Verstand verloren haben.» Dennoch blieb es beim Dogma der «flexible response», der situationsadäquaten Reaktion auf Herausforderungen jedweder Art.

Risikomanagement, Feinsteuerung, Kontrolldominanz – die Seeblockade Kubas sollte aus amerikanischer Sicht die Probe aufs Exempel moderner Krisenpolitik werden. Robert McNamara ließ sich seine Vorstellungen vom «ExComm» absegnen: Kam ein sowjetischer Frachter dem Haltbefehl nicht nach, so sollte auf Ruder und Schrauben gefeuert, das Schiff in Schlepp genommen und in den nächstgelegenen amerikanischen Hafen gebracht werden; im Übrigen durfte kein Schuss ohne ausdrückliche Genehmigung des Verteidigungsministers abgegeben werden. Eigentlich ging es nicht um eine Blockade, sondern um den Austausch politischer Signale zwischen Kennedy und Chruschtschow, teilte McNamara einem um Fassung ringenden Stabschef der Marine mit. Eine Blockade ohne Gewaltanwendung? Und falls doch, dann nur dosiert und punktgenau? Schiffe auf den Haken nehmen, ohne das Gegenüber zu provozieren? Entgegen den international geltenden Vorschriften, wonach die Forderung zum Auftauchen nur mit Sonarsignalen gegeben werden darf, ordnete McNamara gar den Einsatz kleinkalibriger Unterwasserbomben an, sogenannter «practice depth charges» mit der Sprengkraft einer Handgranate – sie sollten ihr Ziel treffen, aber nicht beschädigen oder gar zerstören.

Dass die Kuba-Krise wiederholt zu eskalieren drohte, hing nicht zuletzt mit dieser intellektuellen Selbsttäuschung der Verantwortlichen in Washington zusammen – und dem Umstand, dass sie über weite Strecken keine Ahnung davon hatten, in welche Sackgasse sie sich manövriert hatten. Man mag die Geschichte nach Belieben drehen und wenden, zur Illustration eines souveränen Krisenmanagements taugt sie auf keinen Fall. Kennedy und seine Berater waren bei ihren Entscheidungen nur in Ausnahmefällen auf der Höhe des Geschehens. In der Regel tappte man in Washington stundenlang, oft tagelang im Dunkeln, ohne die leiseste Ahnung vom Stand der Dinge zu Wasser oder in der Luft. Beispielsweise benötigte die CIA fast 24 Stunden, um Informationen über eine Kursänderung von Schiffen mit verdächtiger Ladung zu prüfen und als verlässlich weiter zu leiten. Derweil konnte sich die politische Führung auf der Grundlage fehlerhafter Daten alles Mögliche ausmalen – beispielsweise eine Konfrontation Auge in Auge. Dass Nachrichten in Echtzeit nicht zu bekommen waren, lag teilweise an einem heillos überlasteten Funk- und Telegraphennetz. Normale Mitteilungen zwischen dem Pentagon und den Blockadeschiffen waren sechs bis acht Stunden unterwegs, selbst in Notfällen dauerte es manchmal bis zu vier Stunden. Überdies standen die Geheimdienste bei der Ortung des Schiffsverkehrs vor schier unlösbaren Problemen; 90 Meilen voneinander abweichende Positionsschätzungen waren keine Seltenheit.

Erst recht konnte sich niemand in Washington vorstellen, mit welcher Wucht und Aggressivität die Marine auf U-Boot-Jagd ging, niemand wusste, dass McNamaras «Kommandostand» bestenfalls rudimentär informiert wurde. Vier sowjetische «Foxtrots» hielten Kurs auf Kuba, mehrere amerikanische Verbände waren hinter ihnen her: insgesamt vier Flugzeugträger, 32 Zerstörer sowie Dutzende von Kampfflugzeugen und Hubschraubern. Drei dieser U-Boote wurden am 26. und 27. Oktober auf eine Weise gestellt, die nach Aussage vieler Beteiligten als Kriegserklärung gedeutet werden konnte. Die Kommandeure der «Foxtrots» wussten zu keinem Zeitpunkt, woran sie waren. Was bezweckte die US-Marine mit dem Einsatz von Unterwasserbomben? Waren es Warnzeichen? Oder handelte es sich um Angriffe in kriegerischer Absicht? Dieser Teil der Geschichte spielte in einer Grauzone;

alles hing davon ab, wie auf sich gestellte Akteure unter extremen Bedingungen ihre Ermessensspielräume nutzten. Dass die Konfrontation glimpflich abging, war nicht das Verdienst der US-Navy, sondern der sowjetischen Skipper. Kein einziger Torpedo an Bord der «Foxtrots» wurde gefechtsbereit gemacht, die Boote entkamen durch schnelle Tauchgänge und geschickte Täuschungsmanöver. In kaum einer Darstellung zur Kuba-Krise auch nur namentlich erwähnt, kann die Leistung dieser U-Boot-Fahrer nicht hoch genug geschätzt werden.

Den Ausschlag gab am Ende Nikita Chruschtschow – indem er sich dezisionistisch über alle Strategien, Dogmen und Denkschablonen des Kalten Krieges hinwegsetzte und einen Kurswechsel dekretierte. Wenn jemand in seinem Denken und Fühlen von den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges geprägt, auf Schritt und Tritt begleitet und mitunter geradezu verfolgt wurde, dann er. Eine oft ausladende Drohrhetorik verstellte den Blick auf diese Seite Chruschtschows, seine Angst vor der Eigendynamik des Geschehens, dem Irrationalismus der Akteure und einem letztlich unvermeidlichen Kontrollverlust. «Wenn man erst einmal angefangen hat zu schießen, kann man nicht mehr aufhören.»

Es war der Abschuss eines amerikanischen Aufklärungsflugzeugs vom Typ U-2 am 27. Oktober, der mehr als alles andere in Erinnerung rief, dass Chaos, Stress und Kommunikationsprobleme jede noch so ausgeklügelte Planung und jeden noch so gut gemeinten Vorsatz über den Haufen werfen können – und dass untergeordnete Dienstgrade aus einer spontanen Eingebung heraus mitunter Schicksal spielen. Auf eine U-2 über Kuba zu schießen, hatte der Kreml strikt untersagt. Aber an diesem Tag reagierten die Mannschaften nervös, viele rechneten stündlich mit einer Invasion, andere interpretierten den aufgeregten Funkverkehr der Kubaner gar als Beginn einer Abwehrschlacht. Weil der Oberkommandierende der sowjetischen Streitkräfte auf der Insel vorübergehend nicht zu erreichen war, die U-2 aber nur wenige Minuten im Zielradar verblieb, handelten zwei Offiziere einer SA-2-Luftabwehrbatterie auf eigene Faust: Generalleutnant Stepan Gretschnko und Generalmajor Leonid Garbuz gaben den Befehl zum Abschuss. Als sich Verteidigungsminister Rodion Malinowski im Kreml zu der Erklärung verstieg, die sowjetischen Offiziere hät-

ten in Abwesenheit ihres Vorgesetzten auf kubanische Einsatzrichtlinien zurückgegriffen, explodierte Chruschtschow. «Zu welcher Armee gehört unser Offizier? Zur sowjetischen oder zur kubanischen Armee? Wenn er in der sowjetischen Armee ist, warum befolgt er dann anderer Leute Befehle?»

Die Pointe der Krisenlösung lag in Chruschtschows Machtvollkommenheit, die er in der Art eines spätstalinistischen Potentaten ausspielte. Eigentlich hatte er in einem Schreiben vom 27. Oktober ein Tauschgeschäft von hohem öffentlichen Symbolwert verlangt – der Rückzug der Kuba-Raketen sollte mit einem zeitgleichen Abbau amerikanischer Mittelstreckenraketen vom Typ «Jupiter» in der Türkei einhergehen. Und tatsächlich hatte Robert Kennedy gegenüber Botschafter Anatoli Dobrynin einen Abzug auch dieser Raketen in Aussicht gestellt – nach Beilegung der Krise, bei Wahrung strengster Geheimhaltung. Aber Chruschtschow wartete nicht auf das Ergebnis dieser Unterredung. Als der Bericht des Botschafters in Moskau einging, hatte er das Politbüro längst von seinen Überlegungen in Kenntnis gesetzt. Sollten die USA einen Gewalt- und Invasionsverzicht gegenüber Kuba erklären, würde Moskau seine Offensivwaffen demontieren. Aus Angst vor einer unkontrollierbaren Eigendynamik und unbeschadet des absehbaren Imageverlusts nahm der Kremlchef seinem Gegenüber also jede weitere Entscheidung ab. Und zugleich bot er Kennedy die Gelegenheit, in Hintergrundgesprächen mit Journalisten den Ton für die gewünschte Lesart der Kuba-Krise vorzugeben: «Ich habe ihm [Chruschtschow] die Eier abgeschnitten.»

«Nun, Herr McCloy, dieses Mal sind Sie damit durchgekommen, aber Sie werden niemals wieder damit durchkommen.» Die berühmten Worte des stellvertretenden Außenministers Wassilij Kusnezow – an John McCloy während der New Yorker Gespräche über eine Verifikation des Raketenabbaus adressiert – wurden tatsächlich zur Leitlinie der neuen sowjetischen Außen- und Sicherheitspolitik. Niemals wieder sollte die Sowjetunion aus einer Position strategischer Unterlegenheit verhandeln, niemals wieder zum Opfer atomarer Erpressung seitens der USA werden. Nicht nur wurde unter Leonid Breschnew ein aufwändiges Crash-Programm zur Schließung der chronischen Raketenlücke aufgelegt; man konnte am Ende sogar mit den USA mithalten. Seit den frühen

siebziger Jahren herrschte strategische Parität zwischen den Supermächten. Es war bekanntlich ein Pyrrhus-Sieg für die Sowjetunion, erkauft mit der volkswirtschaftlichen Fixierung auf die Schwer- und sonstige Rüstungsindustrie und einer ökonomischen Schieflage, die unweigerlich zum Bankrott, schließlich zum politischen Zusammenbruch des sozialistischen Systems insgesamt führte. Von einer selbstverschuldeten Spätfolge der Kuba-Krise zu sprechen, scheint vertretbar. In jedem Fall zahlte die UdSSR den höchsten Preis für den Entschluss, sich nie wieder Spott und Häme des Klassenfeindes ausgesetzt zu sehen.

Der «Sieg» in Kuba wurde für die USA zu einem Fluch in Vietnam, weil die weltanschaulichen Grundlehren des Kalten Krieges gleich in mehrfacher Hinsicht bestätigt worden waren: Erstes Dogma: Der Wettstreit der Systeme wird in der Dritten Welt entschieden, wer die Sowjetunion und ihre Verbündeten dort rechtzeitig außer Gefecht setzt, hat die Zukunft gewonnen. Zweites Dogma: Alle Politik, jede Diplomatie gründet in militärischer Überlegenheit und in der unmissverständlichen, glaubwürdigen Bereitschaft, von dieser Stärke auch Gebrauch zu machen. Drittes Dogma: Die Grammatik der Macht ist um neue Leitbegriffe zu erweitern – «graduelle Eskalation», «dosierte Gewalt», «kontrolliertes Risiko», «abgestufte Drohung», «squeeze-and-talk», kurz: «Krisenmanagement». Auf dem Höhepunkt ihrer Macht verstieg sich eine ganze Generation politischer und militärischer Eliten in Allmachtsphantasien und Hybris, überzeugt, dass sie den Königsweg zur Behauptung amerikanischer Dominanz gefunden hatte, geblendet von der Idee, während der Kuba-Krise die härteste aller Feuertaufen bestanden zu haben. Gerade deshalb nahm das Desaster in Vietnam seinen bekannten Lauf. Von einer dramatischen Verengung des intellektuellen wie politischen Horizonts handelt dieser Teil der Geschichte, von der Weigerung, lästige Fragen nach Prämissen und Prognosen erst gar nicht zuzulassen. Es schmälert die persönliche Verantwortung der Präsidenten Lyndon B. Johnson und Richard Nixon nicht im Mindesten, wenn man ihren Vorgänger Kennedy für ein extrem belastendes Erbe verantwortlich macht. Wieso sollten sie – so die hintergründige Frage auf dem Höhepunkt des Krieges in Indochina – Kompromisse mit einem «viertklassigen Land wie Vietnam» schließen, wo ihnen

«JFK» doch gerade die Domestizierung eines erstklassigen Gegners vor Augen geführt hatte?

Den größten Gewinn indes erzielte Fidel Castro. In der Kompromissbereitschaft der Sowjets vermochte Castro nichts weiter als Feigheit und Unzuverlässigkeit zu erkennen – und stilisierte in der Folge sein Land zum Zentrum der Weltrevolution und zur führenden Kraft der internationalen kommunistischen Bewegung. Wahlweise wird diese Politik als «kubanische Art der Abschreckung» oder «Strategie der Schwachen» bezeichnet, als Versuch, Kubas Sicherheit mit eigenen Mitteln und unabhängig vom Votum Moskaus zu gewährleisten. In freier Übersetzung war Folgendes gemeint: Der Imperialismus wird nur dann von Kuba lassen, wenn es mehr Brandherde auf der Welt als Feuerwehren gibt, wenn der Starke überbeschäftigt ist, sich verzettelt und seine Kräfte überdehnt. In diesem Sinne wurde Kubas Freiheit auf drei Kontinenten verteidigt, in Lateinamerika ohnehin, aber in Asien und Afrika nicht minder, aus diesem Grund war die Unterstützung von Guerillas in möglichst vielen Ländern eine Frage des eigenen Überlebens, deshalb musste man die Revolution exportieren – oder im Namen des «Trikontinentalismus» «zwei, drei, viele Vietnams» schaffen.

Weder mangelnde Ressourcen noch Rückschläge konnten Castro von seinem Kurs abbringen, wie er seit 1975 mit der Entsendung zehntausender Soldaten nach Angola, Äthiopien, Guinea, Guinea-Bissau, Mosambik und Benin bewies – eine beispiellose Politik, hat doch kein Land der Dritten Welt seine Militärmacht jemals auf anderen Kontinenten eingesetzt. 1967 erhöhte der Kreml deshalb kurzfristig den Druck, drosselte die Öllieferungen und gab zu verstehen, dass Kuba im Fall einer amerikanischen Invasion nicht auf Hilfe rechnen durfte. Castros Antwort? Er warf Moskaus Mann in Havanna, Anibal Escalante, samt seiner «Mikrofraktion» aus der Partei – wegen prosowjetischer Intrigen. Bereits zu dieser Zeit hatte die Sowjetunion pro Kopf der Bevölkerung auf Kuba mehr investiert als irgendwo sonst außerhalb ihrer Grenzen; 1969 wurde der Handel nochmals aufgestockt, seit 1973 war Kuba Mitglied im sozialistischen Wirtschaftsverbund «COMECON». Die sowjetische Angst vor dem «China-Virus» hatte Fidel Castro, den unwahrscheinlichsten aller Regierungschefs, auf

Jahrzehnte immunisiert. In der «Speziellen Periode», wie man die rubellose Malaise seit 1990 regierungsamtlich nennt, zelebrierte Castro noch einmal die Tugenden des Jahres 1962: Mut, Unbeugsamkeit, Prinzipientreue. Ein Volk, das einst den Amerikanern die Stirn geboten hatte, wird auch mit den Widrigkeiten der neuen Zeit fertig werden, dessen war sich der «Máximo Líder» sicher. Der nahe Atomkrieg als Quelle politischer Inspiration und als Ausweis politischer Unabhängigkeit – auch wenn dergleichen Sprüche längst nicht mehr so verfangen wie in den frühen Tagen der Revolution, ihren Anteil an Castros Herrschaftssicherung hatten und haben sie zweifelsohne.

Kubanische Soldaten in Afrika, die massivste Aufrüstung in der Geschichte der Sowjetunion, Amerikas Krieg in Vietnam oder der längste heiße Krieg im Kalten Krieg – der Streit um die sowjetischen Mittelstreckenraketen wirkte auf Jahrzehnte wie ein Brandbeschleuniger auf schwelende Konflikte. Dennoch war der Gipfelpunkt des Kalten Krieges im Oktober 1962 erreicht; vor allem hinterließen die Erfahrungen dieser Tage und Wochen einen ernüchternden Schock, allen markigen Worten und künftigen Abenteuern zum Trotz eine Lehre von bemerkenswerter Nachhaltigkeit. Nie wieder gingen die Supermächte direkt aufeinander los. Ob anlässlich der sowjetischen Invasion in der ČSSR oder Afghanistan, ob im Verlauf diverser Krisen und Kriege in Nahost, ob nach der Stationierung von Mittelstreckenraketen in Ost- und Westeuropa in den frühen 1980er Jahren: Stets hielten die amerikanischen und sowjetischen Streitkräfte Abstand zueinander, kein amerikanischer Präsident gab je wieder den Befehl zu «Def-Con 2».